

BARBARA
UND
CHRISTOPH
DRIESSEN

KÖLN

EINE GESCHICHTE
VOM URWALD ZUR MILLIONENSTADT

 GREVEN VERLAG KÖLN



Was ist die Stadt anderes als ihre Menschen?

William Shakespeare

FÜR JOSHUA, MARILENA UND LENNART

INHALTSVERZEICHNIS

© Greven Verlag Köln, 2015
Gestaltung: Thomas Neuhaus, Billerbeck
Satz: Angelika Kudella, Köln
Gesetzt aus der Glosa Text und der Futura LT
Lithografie: farbo prepress, Köln
Papier: Magno volume
Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg
Umschlagmotiv: Nach einer Fotografie der eingerüsteten Türme des Kölner Doms kurz vor der Fertigstellung
Abbildung auf S. 4: Liebesschlösser am Geländer der Hohenzollernbrücke
Abbildung auf S. 278/279: Blick vom Kölnturm im Mediapark
Alle Rechte vorbehalten
ISBN 978-3-7743-0653-0
Detaillierte Informationen über alle unsere Bücher finden Sie unter:
www.Greven-Verlag.de

13	IM WALD DER ALTEN RIESEN KÖLN, BEVOR ES KÖLN WURDE
21	DIE STADT VON NEROS MUTTER KÖLNS GRÜNDUNG
35	ROM AM RHEIN DAS ANTIKE KÖLN
57	IN DIE NEUE WELT VON DEN RÖMERN ZU DEN FRANKEN
73	WUTBÜRGER GEGEN GOTTESKRIEGER DER WEG ZUR FREIEN REICHSTADT
89	FLIESSBANDARBEIT DIE HANDELSSTADT AM RHEIN
105	DER KOLOSSALE GESELLE 600 JAHRE DOMBAU
127	DIE DUNKLE SEITE ÜBERLEBEN IN DER STADT

KÖLN

IM WALD DER ALTEN RIESEN

141	GEGEN DEN STROM KÖLN UND DIE PROTESTANTEN
159	DER GROSSE KEHRAUS KÖLN ALS FRANZÖSISCHE STADT
177	HOCHBURG DER HALBFranzosen KÖLN ALS PREUSSISCHE STADT
195	RAUCHZEICHEN DIE INDUSTRIALISIERUNG
215	REISE OHNE WIEDERKEHR DIE KÖLNER UND DER HOLOCAUST
229	UNTERGANG KÖLNS ZERSTÖRUNG
245	AUFERSTEHUNG DER WIEDERAUFBAU
257	NEUE TÜRME AM HIMMEL DIE VIELVÖLKERSTADT
273	WIE GEHT ES WEITER? KÖLNS ZUKUNFT



Buchen können ein Alter von 250 Jahren erreichen. Doch irgendwann geht auch das Leben eines solchen Methusalems zu Ende. Auch wenn ein Baum rein äußerlich noch voll im Saft steht, sind mitunter schon Zeichen des Verfalls zu erkennen. Das Absterben eines Baumes beginnt immer damit, dass seine Widerstandskraft abnimmt. Dann bekommen Pilzsporen eine Chance, durch eine Schadstelle einzudringen und sich im Baum festzusetzen. Mit der Zeit fressen sie den ganzen Holzkörper von innen auf und verstopfen die Leitungsbahnen für die Nährstoffe. Äste faulen und brechen ab, klaffende Wunden entstehen, das setzt einem alten Baum zu. Irgendwann ist er nur noch eine Ruine, ein Stumpf ohne Krone und Zweige, mit Moos überzogen und von Spinnweben umhüllt. Eines Tages kippt er um und verrottet auf dem laubbedeckten Boden. Dort, wo er vorher gestanden hat, fällt nun Licht in den Wald. Licht für neues Leben im Wald der alten Riesen.

K
Ö
L
N

DIE STADT VON NEROS MUTTER



DIE STADT VON NEROS MUTTER KÖLNS GRÜNDUNG

Die meisten Städte wissen nicht viel von ihren Ursprüngen. Sie gingen hervor aus Bauernkaten, Fischerdörfern, Gasthäusern, Zollstationen oder Festungen. Zeitpunkt und Umstände: unbekannt. Einige Städte schmücken sich mit einer Gründungslegende, um ihrer Entstehung nachträglich Bedeutung zu verleihen. Köln hat es besser. An seinen Anfängen steht keine Sagengestalt, sondern eine Urmutter, die wirklich gelebt hat: Iulia Agrippina, Agrippina die Jüngere, raffinierteste und skrupelloseste aller römischen Strippenzieherinnen. Geboren in Köln, das damals allerdings noch nicht Köln hieß, sondern mit Begriffen wie *oppidum Ubiorum* – Ort der Ubier – umschrieben wurde. Doch der Reihe nach.

Macht und Reichtum waren Agrippina schon in die Wiege gelegt – sowohl Vater wie Mutter stammten aus der römischen Führungsschicht. Die Mutter hieß Vipsania Agrippina, auch Agrippina die Ältere genannt. Eine Frau, der der Historiker Tacitus ein »leidenschaftliches Gemüt« und einen »unbezähmbaren Willen« zuschrieb. Sie galt als tugendhafte Ehefrau und treu sorgende Mutter. Der Vater war ein Feldherr: Germanicus. Der Schriftsteller Sueton charakterisierte ihn mit den Worten: »Seine Wohlgestalt und Stärke waren unvergessen, sein Geist hochgebildet, er besaß seltene Liebenswürdigkeit und ein bewundernswürdiges Streben, sich die Gunst der Menschen zu erwerben.« Bessere Eltern hätte sich Agrippina nicht wünschen können.

Als Agrippina die Ältere ihr fünftes Kind, Iulia Agrippina, erwartete, musste sie mit Germanicus weit fortziehen: nach Norden, an den äußersten Rand des römischen Imperiums. Dorthin, wo heute die Kölner Innenstadt liegt. Die Grenze des Reiches verlief damals genau durch das heutige Stadtgebiet. Daher



gesüßt wurde. Ein beliebter Snack wurde so zubereitet: Man erhitzte Honig in der Pfanne, gab Sesam und klein gehackte Nüsse dazu und drehte dann Kügelchen daraus.

Das Leben der meisten Kinder war härter und unsicherer als heute. Ein Vater konnte seine Kinder sogar als Sklaven verkaufen, wenn er glaubte, sonst nicht über die Runden zu kommen. Der Preis richtete sich danach, was die Kinder schon leisten konnten. Auf Bauernhöfen mussten die Kinder so früh wie möglich mithelfen, sie hüteten zum Beispiel die Gänse. Zum Spielen blieb da vielleicht gar nicht so viel Zeit.

Spiele waren für Römer aller Altersklassen wichtig. Die Römer lebten in einer Spaßgesellschaft, in der gute Unterhaltung einen denkbar hohen Stellenwert hatte – denn nach der Qualität des Circusprogramms wurde der jeweilige Kaiser beurteilt. Dabei bewertete das Volk die Exotik der Tiere, die Blutrünstigkeit der Kämpfe, die Zahl der Statisten und die Neuheit der Bühneneffekte. Forscher gehen heute davon aus, dass die Einwohner Roms 20 bis 30 Prozent ihrer Tage im Circus verbrachten. Deshalb muss es auch in Köln zumindest ein Amphitheater gegeben haben, denn Köln war immerhin Provinzhauptstadt. Es ist undenkbar, dass hier das wichtigste Freizeitvergnügen neben den Thermen gefehlt hat. Zwar ist man bisher noch nirgendwo auf Reste einer solchen Anlage gestoßen, doch wurde in Marienburg ein Grabstein gefunden, auf dem ein Gladiatorenkampf zu sehen ist. Der hier Bestattete war also offensichtlich ein Gladiator, der als Sklave in der Arena gekämpft hatte. Auch andere archäologische Funde deuten auf Kölner Circusspiele hin, so etwa typische Fanartikel wie eine Trinkflasche und ein Klappmesser mit Gladiatorendarstellungen. Von einem Gladiator, der in Süditalien nach 15 siegreichen Kämpfen starb, ist bekannt, dass er aus Köln stammte. Die erfolgreichsten Gladiatoren wurden von den Massen gefeiert wie heute Popstars und Fußballspieler. Männer diskutierten über ihre Kämpfe auf der Straße, Kinder spielten sie nach und so manche Frau aus vornehmer Familie traf sich mit ihrem Idol aus der Arena zu einem heimlichen Rendezvous.

Auch mit Tierkämpfen muss das Kölner Publikum regelmäßig unterhalten worden sein. Statt Löwen, Tigern und Elefanten wurden in der Arena am Rhein vermutlich Bären aufeinandergehetzt – oder sie bekamen lebende Menschen zum Fraß vorgeworfen. Die Zuschauer empfanden das nicht als grausam, denn

Fast wie Janoschs Tigerente:
Ziehfigur aus dem römischen Köln

der Kathedralen. Ihre Lichtarchitektur verhieß Gotteserfahrung. Ebenso wie erst das Tageslicht die Farben und Formen der Fenster sichtbar werden ließ, würde Gott am Ende der Zeiten die Menschen erleuchten und die Welt enträtseln. Und auf noch eine Weise ermöglichte die Kathedrale bereits einen Blick in die andere Welt: Mit seinen Türmen und Zinnen war der Dom ein Abbild des Himmels, den sich aufstrebende Städter wie die Kölner durchaus urban vorstellten, als gläsernen Stadtstaat inmitten einer paradiesischen Gartenlandschaft. Man sprach vom »Himmlischen Jerusalem«.

Die Entscheidung, den karolingischen Dom durch einen Neubau zu ersetzen, wurde 1246 oder 1247 vom Domkapitel getroffen, denn es war dieses Gremium, das die Finanzen des Erzbistums verwaltete. Die eigentlichen Kathedralenbauer waren also die Domherren. Finanziert wurde der Dom über Spenden. Die Geldgeber kamen aus allen Schichten der Bevölkerung: vom Handwerker bis zum König von England. Die Kirche versprach ihnen dafür die Vergebung ihrer Sünden und ewige Freuden im Jenseits.

Nun brauchte man nur noch den richtigen Architekten. Die Wahl des Domkapitels fiel auf Meister Gerhard. Dieser Gerhard, von dem man eigentlich nicht mehr weiß als seinen Namen, und auch das nur, weil er in Köln ein Haus gekauft hat, muss ein Genie gewesen sein. Vermutlich hatte er auf einer der großen französischen Kathedralbaustellen mitgearbeitet. Als sicher gilt, dass er die 1248 vollendete Sainte-Chapelle in Paris kannte, eine gotische Kapelle, deren Wände bis auf das steinerne Rahmenwerk ausschließlich aus Buntglasfenstern bestehen. Als Vorbild für den Kölner Dom wählte Meister Gerhard die 1220 begonnene Kathedrale von Amiens in Nordfrankreich. Daraus entwickelte er jedoch einen höchst eigenständigen Entwurf. Wie ausgearbeitet dieser Entwurf vor Baubeginn war, lässt sich heute nicht mehr sagen. Vermutlich war der Dom anfangs nur ein Gedankengebäude. Er existierte allein in Gerhards Kopf. Vor seinem geistigen Auge sah Meister Gerhard eine Basilika, das heißt eine Kirche mit einem Längsraum, der in mehrere – in diesem Fall in fünf – parallel zueinander verlaufende Schiffe unterteilt war. Das mittlere Schiff sollte deutlich höher ausfallen als die Seitenschiffe, wodurch im Mittelschiff eine weitere, hoch gelegene Fensterzone entstehen würde. Dieses fünfschiffige Langhaus sollte von einem dreischiffigen Querhaus durchschnitten werden, sodass beide Häuser ein Kreuz bildeten. Im Westen dachte

Eine Kirche aus Glas: die Fenster
im Obergaden des Kölner Domchores
aus dem frühen 14. Jahrhundert





immer mehr Effekte und Sensationen erwarte – man müsse jetzt mindestens den amerikanischen Präsidenten Theodore Roosevelt »in der Badewanne als Gast des Kaisers im Berliner Schloss« aufbieten, um die Zuschauer zufrieden-zustellen, spottete er.

Ludwig Stollwerck gilt auch als einer der Erfinder des Fast-Food-Restaurants. Zusammen mit seinem Partner Max Sielaff eröffnete er 1896 in Berlin ein »electrisch-automatisches Restaurant«. Es folgten Filialen in vielen anderen deutschen Städten. Von Deutschland aus traten die Restaurants ihren Siegeszug um die Welt an. 1902 verkauften Stollwerck und Sielaff eine komplette Ausstattung an die amerikanische Horn & Hardart Baking Company. Das erste für Amerika bestimmte Automatenrestaurant sank mit einem Dampfer vor Schottland, das zweite eröffnete am 9. Juni unter dem Namen »The Automat« in Philadelphia und wurde ein großer Erfolg. An der Wand hing ein großes Schild mit der Aufschrift »You absolutely help yourself.« In der deutschen Fassung: »Bediene dich selbst.«

Das Essen – Würstchen, Sandwich, Kuchen – war in Vitrinenfächern ausgestellt. Nach dem Einwurf einer Münze konnte man die Speise herausholen und an einem kleinen Marmortisch verzehren. Wünschte man eine warme Mahlzeit, erhielt man nach dem Münzeinwurf einen Bon und entnahm das Gericht kurz darauf einem Glasfach. Bei alldem sah der Kunde kein Personal. Die billigen Arbeitskräfte, die das Essen hinter den Kulissen zubereiteten und die Auslagen wieder auffüllten, blieben unsichtbar. Wenn sie ein Fach in der Küche neu bestückt hatten, ließen sie es auf Knopfdruck rotieren und es erschien vor dem Käufer, ohne dass dieser einen menschlichen Handgriff bemerkt hätte. So wurde dem Kunden eine maschinelle Fertigung vorgegaukelt. In einer Zeit, die gerade den Zusammenhang zwischen Hygiene und Krankheitsvermeidung erkannt hatte, suggerierte eine Mahlzeit *untouched by humans* Schutz vor Bakterien und Viren. Auch das Interieur der Stollwerck'schen Automatenrestaurants mit viel Glas, Marmor und Spiegeln bei elektrischem Licht war darauf angelegt, besondere Reinlichkeit ausstrahlen. Tatsächlich galten strenge Hygienevorschriften. In den USA wurden die zeitsparenden Automatenrestaurants bald als typisch amerikanisch empfunden – dabei stammten sie aus Köln und Berlin.

Der Schokoladenexpress:
Bahnanschluss der Schokoladenfabrik
Gebrüder Stollwerck im Severinsviertel

»Cöln, böß, aber groß«

So war Köln also wieder zu einer Stadt geworden, die in der Welt einen Namen hatte. Auf fotografischen Ansichten dieser Zeit scheinen Kirchtürme mit Fabrikschornsteinen um die Lufthoheit zu streiten. Es qualmt an allen Ecken – Rauchzeichen als Signale für den Anbruch einer neuen Zeit. Tausende von Fabrikarbeitern steckten jeden Morgen ihre Karten in die Stechuhren. Aber auch Ingenieure, technische Zeichner und Buchhalter mussten sich dem Diktat großer Werksuhren und Fabriksirenen unterwerfen.

Am Sonntag zog es die Menschen aus der Steinstadt voller Schlote und ver-rußter Backsteinmauern mit aller Macht ins Grüne. Zoologischer und Botani-scher Garten – die Flora – waren nur für das Bürgertum erschwinglich, doch ein Erholungsort für alle waren die städtischen Parkanlagen wie Volksgarten, Stadtgarten und Stadtwald. Es gibt ein Foto von etwa 1914, das eine solche Szene an einem Sommertag im Stadtwald zeigt, mit vielen Menschen, die Her-ren alle dunkel gekleidet, die Frauen hell. Alle tragen Hüte; ohne Kopfbe-deckung ging man nicht vor die Tür. Im Vordergrund des Bildes steht, an eine Birke gelehnt, ein etwa zehn Jahre alter Junge mit Strohhut, weißem Schlei-fenkragen und Kniebundhose. Er hält einen Blumenstrauß in der Hand und schaut den Fotografen an. Ein kurzer Moment, eingefroren für immer.

Köln wirkt auf alten Fotografien nah und fern zugleich. Der Dom ist die große Konstante, es gibt auch schon Leuchtwerbung und Plakatwände. Aber die Stadt ist seltsam leer, ein Auto noch eine Besonderheit. Die Menschen kann man sich – ihrer Kaiser-Wilhelm-Bärte, Pickelhauben und Federhüte entle-digt – auch in die heutige Zeit denken. Menschen sind Menschen. Aber man hört sie nicht sprechen, man weiß nicht, was in ihren Köpfen vorgeht. »Nun, ist der Krieg erklärt?«, fragte ein Straßenbahnfahrgast im Sommer 1914 den Schaffner. Als das bejaht wurde, seufzte er: »Gott sei Dank!« Erleichterung über einen Kriegausbruch – heute in Deutschland unvorstellbar. Aber damals wusste man noch nicht, was ein Krieg in einer industrialisierten Welt bedeutet.

Das Abreißen der internationalen Wirtschaftskontakte beendete die gro-ße Expansionsphase Kölns. Wieder kann Stollwerck als Beispiel dienen: Die amerikanische Tochterfirma wurde enteignet, nach dem Krieg zerstörte die Inflation das Prinzip des Münzeinwurfes. Stollwerck überlebte, aber seine



Letzten Sonntag im Stadtwald:
Fotografie von etwa 1914



REISE OHNE WIEDERKEHR DIE KÖLNER UND DER HOLOCAUST

Wenn sich Anni Adler geborene Kerner an ihren Vater erinnerte, dann sagte sie immer, er sei ein richtiger Kölner gewesen. Er hatte einen Schnäuzer, eine Glatze, einen Bauch und immer Witze auf Lager. Alle nannten ihn Jupp. Jupp galt als rheinische Frohnatur, obwohl er aus Polen stammte. In Köln interessierte das aber niemand. Jupp war bekannt wie ein bunter Hund. Jeder duzte ihn, und er duzte auch jeden. In der Innenstadt betrieb er eine Edelsteingroßhandlung mit mehreren Angestellten. Das heißt, geleitet wurde das Geschäft eher von seiner Frau, während er sich hinten um die Goldschmiedewerkstatt kümmerte. Seine Frau, Thekla Kerner geborene Holstein, hatte ein elegantes Mädchenpensionat in Kassel besucht und in ihrer Jugend fünf Jahre in Amerika verbracht. Sie war eine Dame, aber ohne jede Hochnäsigkeit. Alle hatten sie gern. Und darum konnte Anni später ohne Abstriche sagen: »Wir hatten ein sehr schönes Familienleben. Sehr, sehr schön.«

Anni besuchte die Grundschule, machte Ausflüge in den Stadtwald, ging ins Hännischen-Theater, feierte Karneval. Sie kam auf die Evangelische höhere Töchterschule in der Antonitergasse, fand Freundinnen dort, kam gut mit den Lehrerinnen aus. Dann kam der Tag, der alles veränderte. Dieser Tag war für Anni der 1. April 1933. Am Morgen betrat die Lehrerin die Klasse und verkündete: »Heute sind Maßnahmen gegen die Juden, und man hat ihre Geschäfte geschlossen.« Danach wandte sie sich an Anni und sagte zu ihr: »Wenn du willst, kannst du nach Hause gehen.«

Das zwölf Jahre alte Mädchen begriff überhaupt nichts. Verwirrt und erschrocken ging es den Weg von der Schule nach Hause am Anfang der Aachener Straße, direkt gegenüber dem Opernhaus, zurück. Erst dort erfuhr Anni



F O R D

FORD 25 JAHRE IN DEUTSCHLAND

AUFERSTEHUNG DER WIEDERAUFBAU

Dass Köln nach dem Krieg schnell, aber hässlich wieder aufgebaut wurde, ist heute beinahe ein Allgemeinplatz. Umso überraschender sind die aus den 1950er-Jahren stammenden Aufnahmen des Architekturfotografen Karl Hugo Schmölz (1917–1986), die 2012 im LVR-LandesMuseum in Bonn ausgestellt wurden. Weniger als zehn Jahre nach der Zerstörung erheben sich Bauten von bestechender sachlicher Eleganz aus der Ruinenlandschaft. Es ist die Ästhetik der jungen Bundesrepublik, eines Landes, das sich in jeder Hinsicht neu erfinden muss. Leuchtende Tankstellen und Autopavillons zeugen von technischem Fortschritt, klare Linien, makellose Rundungen und verführerische Oberflächen atmen den Geist einer neuen Zeit.

Das Verschwinden der historischen Bausubstanz wurde damals nur zum Teil als Verlust betrachtet, es wurde auch als Gelegenheit begriffen, die Stadt zeitgemäß – und das hieß vor allem autogerecht – wieder aufzubauen. Ganz bewusst vollzog man auch architektonisch den Bruch mit der Vergangenheit und bemühte sich um eine neue städtebauliche Identität. Menschen fehlen auf den Bildern von Schmölz – er zeigt nur Gebäude, perfekt in Szene gesetzt. Vor allem seine Lichtgestaltung ist virtuos. Die Leere lässt die Stadt wie evakuiert erscheinen. Auch das könnte man als Sinnbild verstehen: Es sind die Jahre, in denen sich die Westdeutschen lieber ganz auf Dinge, auf Produkte und Konsum konzentrieren und alles andere ausblenden.

Der Plan, Köln an anderer Stelle neu aufzubauen, war rasch wieder verworfen worden, vor allem deshalb, weil Privatleute zielstrebig die Räumung ihrer Trümmergrundstücke in Angriff nahmen und ohne Genehmigung mit dem Hochziehen neuer Fassaden begannen. 1946 wurde der Architekt Rudolf



Gastarbeiter-Vertreter – so wenig reales Wissen und so viele Vorurteile, Stereotypen und Fehleinstellungen wie gegenüber den Türken. « Noch 1976 fuhr im Rosenmontagszug ein Wagen mit, auf dem ein türkisches Ehepaar mit 15 Kindern zu sehen war. Die Kinder hielten alle ein Schild hoch mit der Aufschrift »Kindergeld«. Darunter stand: »Drum rat ich dir, zieh an den Rhein«. Doch es gab auch ermutigende Signale: So durften Muslime 1965 am Ende des Ramadan im Dom beten. Das sei »durchaus nichts Ungewöhnliches«, sagte der Dompropst.

1973 waren allein bei Ford 12000 Türken beschäftigt, ein Drittel der Belegschaft. Sie arbeiteten zum großen Teil in der belastenden Endmontage am Fließband. Als etwa 300 von ihnen nicht pünktlich aus dem Urlaub zurückkehrten – die lange Autofahrt aus Anatolien war nicht so genau kalkulierbar – bekamen sie die fristlose Kündigung. Daraufhin demonstrierten ungefähr 8000 vorwiegend türkische Ford-Arbeiter spontan für die Wiedereinstellung ihrer Kollegen und legten die Produktion lahm. Schnell kamen andere Forderungen wie Lohnerhöhung, mehr Urlaub und Verringerung der Fließbandgeschwindigkeit hinzu. All dies taten die Türken in Eigenregie – IG Metall und Betriebsrat waren gegen die Aktion. Die Firmenleitung organisierte schließlich eine Gegendemonstration der »Arbeitswilligen«, von denen einige eine Schlägerei provozierten. Nun bot sich der Polizei ein Vorwand, um einzugreifen: Sie löste den Streik gewaltsam auf und nahm die »Rädelsführer« fest. Die *BILD* titelte: »Deutsche Arbeiter kämpfen Ford frei«.

Der Kölner Moscheenstreit

In jenem Jahr 1973 – dem Jahr der Ölkrise – stoppte Deutschland die Anwerbung aus anderen Ländern, und dann dauerte es gar nicht mehr lange, bis es hieß, die Gäste sollten gehen. So war es ja schließlich gedacht gewesen. Die Politik setzte nicht auf Integration, so wie dies 1979 der Kölner SPD-Politiker und ehemalige nordrhein-westfälische Ministerpräsident Heinz Kühn in einem wegweisenden Memorandum forderte, sondern auf Rückkehrprogramme. Deutschland sei kein Einwanderungsland, lautete das Mantra bis weit in die 1990er-Jahre. In Wahrheit war Deutschland nach dem Krieg lange das

Köln wird bunter:
türkische Geschäfte
in der Weidengasse